

Die Deportation der Juden aus München und Rosenheim

Vortrag von Maximilian Strnad, Stadtarchiv München

gehalten am 18.4.2018 an der Städt. Realschule für Mädchen Rosenheim

(es gilt das gesprochene Wort)

Liebe Schülerinnen der Mädchenrealschule Rosenheim,
sehr geehrte Frau Direktorin Ramm,
verehrte Lehrkräfte und Eltern,

Es ist mir eine besondere Ehre heute vor so vielen Schülerinnen und ihren Eltern sowie vor den Lehrkräften der Mädchenrealschule Rosenheim zu sprechen. Vor knapp zwei Wochen war der 76. Jahrestag der Deportation, mit der eine Schülerin dieser Schule, Elisabet Block, zusammen mit ihre Familie und 774 Frauen, Männern und Kindern aus München, Augsburg und vielen anderen Orten Schwabens und Oberbayerns nach Piaski verschleppt wurde.

In den folgenden 40 Minuten werde ich Ihnen schildern, wie die Deportationen abliefen. Ich werde darüber sprechen, welche Stationen die bayerischen Juden auf ihrem Weg in die osteuropäischen Gettos und Vernichtungslager durchlaufen mussten, wer an der Abwicklung der Transporte beteiligt war, wer von der Verschleppung der Juden profitierte – und ich werde die Betroffenen selbst zu Wort kommen lassen. Ihre Berichte sind berührende Nahaufnahmen ihres Leidensweges. Zugleich aber sind sie auch eindrucksvolle Belege ihres Überlebenswillens. Tagebücher, wie das von Elisabeth Block, Briefe und Zeitzeugenberichte von Überlebenden geben uns zumindest einen kleinen Eindruck, wie sich das Leben der Juden durch die NS-Herrschaft veränderte und welche Menschen sich hinter den Namen und Lebensdaten verbergen, die uns auf Erinnerungszeichen wie etwa den Stolpersteinen an das Schicksal der Verfolgten erinnern.

Verfolgung

Zunächst will ich aber mit einigen kurz Sätzen zum Thema des heutigen Abends hinführen, denn die Deportationen stellten für die Deutschen Juden den Endpunkt der Verfolgung in Deutschland dar. Ihre Entrechtung und Verdrängung aus der Gesellschaft, die von den Nationalsozialisten als Volksgemeinschaft bezeichnet wurde, begann jedoch viel früher.

Es ist für uns heute schwer zu verstehen, dass die Nationalsozialisten Frauen, Männer und Kinder nicht nach ihrer Religionszugehörigkeit beurteilten, sondern Juden als eine eigene Rasse ansahen. Als Jude galt, wer jüdische Vorfahren hatte, egal ob sie oder er christlich getauft, bekenntnislos oder jüdischen Glaubens war. Schon 1920 hatte die Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) in ihrem Parteiprogramm festgehalten: *„Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.“* Die Nürnberger Rassegesetze von 1935 – hinter mir sehen Sie eine zeitgenössische Grafik dazu – legten schließlich genau fest, wer als Jude, halbjüdisch, vierteljüdisch oder deutschblütig galt. Viele Menschen, die in der zweiten oder dritten Generation christlich waren, wurden so abrupt aus ihrem sozialen Umfeld gerissen und als Juden gebrandmarkt.

Ich will noch ein Stück weiter in der Geschichte zurückgehen. Der Antisemitismus, der Hass gegen Juden also, war bereits vor der NS-Zeit tief verwurzelt in Deutschland. Immer wieder kam es zu tätlichen Übergriffen auf ortsansässige Juden, so wiederholt auch in Rosenheim, wo die Stadtverwaltung traditionell stark antisemitisch eingestellt war und bereits 1920 eine der ersten Ortsgruppen der NSDAP gegründet wurde. Auf den öffentlichen Veranstaltungen dieser damals noch jungen Partei in Rosenheim rief der spätere Reichskanzler Adolf Hitler wiederholt zur Gewalt gegen die ansässigen Juden und zum Boykott ihrer Geschäfte auf. Eine besonders unrühmliche Rolle spielten Lehrer des städtischen Gymnasiums, die ihre Schüler offen gegen Juden aufhetzten.

Im Juni 1920 wurden Gymnasiasten von der Polizei aufgegriffen, als sie in der Stadt antijüdische Klebezettel verbreiteten und Gebäude mit Hakenkreuzen beschmierten. Aufkleber waren damals wie heute ein beliebtes Medium zur Verbreitung politischer Propaganda. Im Juni 1920 verübten einige Gymnasiasten sogar einen Überfall auf eine Villa, in der zwei jüdische Familien wohnten. Der Überfall scheiterte zum Glück daran, dass es den Jugendlichen letztlich nicht gelang, in das Haus einzudringen.

Attacken wie diese gab es in vielen Deutschen Städten. Sie wurden vor allem von Mitgliedern der Sturmabteilung – kurz SA – verübt, wie die paramilitärische Kampforganisation der NSDAP genannt wurde. Die Situation der Juden war also schon in den 1920er und frühen 1930er Jahren insbesondere auf dem Land und in kleineren Städten angespannt. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 verschlechterten sich ihre Situation jedoch dramatisch.

Schon in den ersten Wochen nach der Machtübernahme verhafteten und misshandelten die Nationalsozialisten neben ihren politischen Gegnern auch viele Juden. In München wurden während einer dieser Razzien in der Nacht vom 9. auf den 10. März mehr als 200 Juden inhaftiert. Am 1. April 1933 fand ein erster großer reichsweit organisierter Boykott gegen jüdische Geschäfte statt. Er markiert den Auftakt zum Ausschluss der Juden aus der Wirtschaft. Auch in Rosenheim standen SA-Posten vor den jüdischen Geschäften an denen Schilder angebracht waren , auf denen stand: „Kauf nicht bei Juden“. Nur wenige Tage später wurde das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentum verabschiedet. Damit wurden Juden aus ihren Stellungen als Beamte und aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Ziel war es, die Lebensgrundlage der Juden vollständig zu vernichten und sie so zur Auswanderung zu zwingen.

Die Nürnberger Gesetze degradierten Juden im September 1935 zu Staatsbürgern zweiter Klasse. Mit dem sogenannten „Blutschutzgesetz“ wurden Eheschließungen zwischen Juden und „Deutschblütigen“ verboten, der sexuelle Verkehr zwischen ihnen wurde als „Rasseschande“ unter Strafe gestellt. Schritt für Schritt wurde Juden der Zutritt zu öffentlichen Einrichtungen, wie Bibliotheken, Schwimmbädern und Parkanlagen verboten. Vor Hotels und Restaurants hingen Schilder, die deutlich machten, dass jüdische Gäste hier unerwünscht sind. Im Oktober 1938 wurde für alle Bürger des Deutschen Reiches die Pflicht eine Kennkarte zu besitzen eingeführt. Bei Juden war unübersehbar ein großes J in die Kennkarte eingestempelt. Zudem zwang man sie, einen zweiten, jüdisch klingenden Vornamen zu führen, den Sie künftig immer mit angeben mussten. Bei Männern war das meist Israel, bei Frauen Sara. Beide Maßnahmen sollten Juden in der Öffentlichkeit kennzeichnen und sie damit weiter isolieren. Später 1941 sollte schließlich der Zwang, den gelben Judenstern an der Kleidung zu tragen, die Bewegungsfreiheit der Juden weitgehend einschränken. Verstöße gegen diese Auflagen wurden hart bestraft.

Kommen wir aber noch einmal zurück in die Mitte der 1930er Jahre: Gerade in kleineren Städten, in denen Juden oftmals sehr der Öffentlichkeit ausgesetzt waren, gaben viele Betroffene schon früh dem Druck von Partei und Behörden nach, verkauften ihre Geschäfte und wanderten aus Deutschland aus. Viele zogen auch in die Großstädte, in der Hoffnung dort in der Masse der Bevölkerung weniger aufzufallen und sicherer vor Verfolgung zu sein. Aus Rosenheim zogen zwischen 1933 und 39 mind. acht jüdische Bürger in das nahe gelegene München, 6 übersiedelten in andere Städte und 14 emigrierten. In Rosenheim hatten vor 1933 knapp 50 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von etwas unter 20.000 Menschen gelebt. In Oberbayern gab es traditionell weniger Juden, die sich auf Grund der liberaleren Bestimmungen dort vor allem im schwäbischen Teil Bayerns angesiedelt hatten. Zum Vergleich: in München lebten 1933 eine Dreiviertel Million Menschen, darunter ca. 11.000 Menschen jüdischen Glaubens. In München gab es mit der Israelitischen Kultusgemeinde ein starke jüdische Glaubensgemeinschaft, die ihre Mitglieder unterstützte und ihnen bei der Auswanderung half.

1939 lebten nur noch 7 Juden in Rosenheim. Was war passiert?

Die NSDAP und die Stadtverwaltung hatten den Druck auf die Juden stetig erhöht. Personen, die noch bei Juden einkauften wurden fotografiert, ihre Fotos wurden in der Presse veröffentlicht und ihre Namen auf Listen öffentlich ausgehängt. SA-Angehörige bedrohten die Inhaber. Durch diesen Druck blieb immer mehr Kundschaft aus. Bis 1937 hatten 7 der 11 jüdischen Geschäftsbesitzer aufgeben müssen.

Am 9. November 1938 schließlich wurden die Juden in der sogenannten „Reichskristallnacht“, einem staatlich inszenierten Pogrom, mit einer Welle der Gewalt überzogen. Reichsweit zerstörte die SA tausende Geschäfte und brannte die Synagogen nieder. Die Hauptsynagoge in München war schon einige Wochen früher in einer Nacht und Nebel Aktion abgebrochen worden. Jüdische Männer wurden verhaftet, misshandelt und in Konzentrationslager verschleppt. Es gab zahlreiche Tote, darunter auch Leo Levy, ein Onkel von Elisabeth Block, den in Pommern Angehörige der SA erschossen.

In Rosenheim wurden die letzten beiden verbliebenen Geschäfte von Adolf Westheimer am Ludwigsplatz und Samuel Obernbreit in der Gillitzerstraße zwischen 3 und 4 Uhr in der Nacht vom 9. auf den 10 November vollständig demoliert. Schaufenster und Ladeneinrichtung wurden mit Beilen zerschlagen, die Waren auf die Straße geworfen,

wo sie von Passanten geplündert wurden. Kurz darauf wurden beide Geschäfte auf Anordnung des städtischen Gewerbebeamten und der Industrie und Handelskammer „arisiert“. So nannten die Nationalsozialisten den zwangsweisen Verkauf der Geschäfte durch die jüdischen Besitzer an nichtjüdische Deutsche, die in der NS-Sprache „Arier“ hießen.

In der Folge dieser Ereignisse setzte im Deutschen Reich eine gigantische Fluchtwelle ein. Vielen Juden gelang die Ausreise nicht mehr. Am 1. September 1939 brach durch den deutschen Angriff auf Polen der zweite Weltkrieg los. Eine Auswanderung in die Feindstaaten wurde damit unmöglich. Ein Großteil der Zielländer verweigerte zudem den in Massen aus Deutschland fliehenden Menschen die Einreise. Auch der Versuch der Familie Block nach Argentinien auszuwandern scheiterte. Als am 23. Oktober 1941 das Reichssicherheitshauptamt, die Gestapozentrale in Berlin, ein generelles Auswanderungsverbot für Juden erließ war die Familie Block wie zehntausend andere Juden in Deutschland gefangen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die als „Evakuierung“ getarnten Massendeportationen der Juden schon begonnen.

Bereits 1938 hatte sich abgezeichnet, dass das NS-Regime sein Ziel nicht erreichen würde, alle Juden zur Emigration zu zwingen. Gerade alte Menschen sahen sich nicht in der Lage in einem fremden Land neu anzufangen. Viele waren inzwischen derart verarmt, dass ihnen schlichtweg die Mittel zur Ausreise fehlten. Die meisten Zielländer hatten rigide Einwanderungsquoten erlassen. Die NS-Führung diskutierte schon früh Möglichkeiten der Kollektivabschiebung zur „Lösung des Judenproblems“. So planten die Machthaber nach der Eroberung Frankreichs im Juni 1940 etwa, die deutschen Juden auf die Insel Madagaskar umzusiedeln. Scheiterten diese frühen Pläne auch an ihrer Undurchführbarkeit, so war die Kollektivausweisung der Juden doch beschlossene Sache. In dieser Situation nutzen einige Gauleiter der NSDAP die Gunst der Stunde, um die in ihren Gebieten ansässigen Juden abzuschieben. Am 13. Februar 1940 ließ der Gauleiter von Pommern Franz Schwede-Coburg, über 1000 Juden aus Schwerin in den Distrikt Lublin nach Polen verschleppen. Wie schon im November 1938 war die Familie Block erneut von diesen Ereignissen betroffen. Anne Lewy, die Cousine von Elisabeths Mutter Mirjam, befand sich unter den Verschleppten, die unter unvorstellbaren Bedingungen in verschiedenen Ghettos der Region untergebracht wurden. Seit diesem Moment lebten die deutsche Juden in der ständigen Angst, deportiert zu werden.

Else Behrend-Rosenfeld, die für die Israelische Kultusgemeinde in München arbeitete, notierte Ende Februar 1940 in ihrem Tagebuch: *„Am Montag erhielten wir die erschütternde Mitteilung (...), daß am 22. Februar (...) alle Juden (...) Pommerns (...) abtransportiert worden sind (...). Ist das der Anfang einer allmählich das ganze Reich umfassenden Deportation (...)?“*

Am 17. März erfahren wir durch ihr Tagebuch mehr über die Umstände: *„Die Fahrt (...) muss unbeschreiblich furchtbar gewesen sein. Eine größere Anzahl Menschen starben unterwegs (...). An den Bestimmungsorten wurden alle bei den jüdischen Einwohnern untergebracht, (...) in einer (...) geradezu unvorstellbaren Armut und Primitivität (...). Es fehlt überall am Allernotwendigsten.“*

Eine Woche später notierte sie: *„Erschreckend ist die Sterblichkeit unter den deportierten alten und kranken Leuten, so sind von den hundert in Glursk untergebrachten Alten (...) schon fünfundzwanzig gestorben, und man muß mit vielen weiteren Todesfällen rechnen (...).“*

Else Behrend-Rosenfeld Rosenfeld hatte von den Ereignissen genaue Kenntnis durch Briefe, die von den verschleppten Juden an die Israelitischen Kultusgemeinden in ganz Deutschland geschrieben wurden und in denen diese eindringlich darum baten, ihnen Nahrungsmittel und Winterkleidung zu schicken. Einige dieser Briefe hat Else Behrend-Rosenfeld, die in die Schweiz flüchten konnte, nach dem Krieg unter dem Titel *„Lebenszeichen aus Piaski“* veröffentlicht. Auch die Familie Block war durch Nachrichten von Tante Annchen informiert, wie wir aus dem Tagebuch von Elisabeth Block erfahren: *„ein paar Handschuhe habe ich selbst gemacht (...), das zweite Paar schon. Dies ist für Muttis Cousine aus Stettin bestimmt (...), die mit Mann und Tochter erst kürzlich nach Polen verbracht wurde und nichts, als was sie grad an hatten, mitnehmen konnten und bei der Kälte! Wir schicken ihnen nun öfters Sachen von uns.“*

Im Oktober 1942 schien sich die Sorge der Juden zu bestätigen. Am 22. Oktober des selben Jahres schoben am anderen Ende des Reiches die Gauleiter der Saarpfalz und Badens, Josef Bürckel und Robert Wagner, kurzerhand 6.500 Juden in das besetzte Frankreich ab. Die französischen Behörden brachten die Juden in dem Camps de Gurs, einem Lager in den Pyrenäen unter. Else Behrend-Rosenfeld kommentierte die Ereignisse in ihrem Tagebuch: *„Nun ist das eingetreten, was wir immer gefürchtet hatten*

und was uns doch so unfassbar und entsetzlich erschien: Wieder hat eine Deportation stattgefunden! Und diesmal eine viel größere und umfassendere als die erste.“

Judensiedlung Milbertshofen

Es sollte jedoch noch ein Jahr dauern, bis die Vorbereitungen zu den Massendeportationen abgeschlossen waren. Die scheinbar unmittelbar bevorstehende Massenabschiebung der Juden führte unter den Parteistellen und Behörden zu einem Wettlauf antijüdischer Maßnahmen, die ich ihnen kurz anhand der Situation in München schildern werde.

Auf Initiative der Gauleitung der NSDAP, unter der Führung des glühenden Antisemiten Adolf Wagner, war in München unmittelbar nach der „Kristallnacht“ mit der Arisierungsstelle eine Schaltstelle der Judenverfolgung geschaffen worden. Damit hatte die NSDAP in München die federführende Stellung bei der Verfolgung der Juden inne. Mit der Leitung wurde der SA-Obersturmführer Hans Wegner beauftragt. Er wurde bald zum Schreckgespenst der Münchener Juden.

Wie ihr Name es nahelegte war die Arisierungsstelle zunächst für die „Arisierung“ der Immobilien von Juden zuständig, weitete ihren Aktionsradius jedoch immer mehr aus und wurde schnell zum Motor der Verfolgung. Auf der Dienststelle dieser Behörde kam es zu zahllosen gewalttätigen Übergriffen auf Juden. Ab 1939 nahm die Arisierungsstelle auch Zwangsentmietungen vor. Die aus ihren Wohnungen verwiesenen Personen mussten von der Jüdischen Gemeinde in deren eigenen Räumen untergebracht werden: zum Beispiel in den Alten- oder den Wohnheimen. Die Unterbringung erfolgte aber auch in den sogenannten „Judenhäusern“. Es handelte sich dabei oft um Anwesen, die ausgewanderten Juden gehörten und über welche die Arisierungsstelle frei verfügen konnte. Alle diese Unterkünfte waren eng belegt. Schon bald zeichnete sich ab, dass die Arisierungsstelle ihr Ziel, die Juden aus dem Münchner Wohnungsmarkt vollständig zu verdrängen, auf diese Weise nicht erreichen würde können.

Im März 1940 entwickelte die Arisierungsstelle einen ersten Plan die Münchner Juden in einem eigenen Ghetto unterzubringen. Im Gespräch war das Gelände eines Klosters außerhalb der Stadt. Umgesetzt wurde der Plan allerdings erst ein Jahr später. Im Frühjahr 1941 begann die Suche nach geeigneten Orten, im März dann der Bau eines

Wohn- und Arbeitslagers. Das Lager musste von jüdischen Zwangsarbeitern errichtet werden, die dafür keine Entlohnung erhielten. Immer mehr Juden wurden nun zur Zwangsarbeit eingeteilt. Wie Friedrich Block, der Vater von Elisabeth, der bei Gleisbauarbeiten eingesetzt wurde, mussten sie harte körperliche Arbeit leisten.

Ab September 1941 wurden die Münchner Juden schrittweise in die neu errichtete „Judensiedlung Milbertshofen“ eingewiesen, so lautete die offizielle und schönfärberische Bezeichnung des Barackenlagers im Norden Münchens. Bereits ein Monat früher hatte die Arisierungsstelle begonnen Juden auch in die sogenannten „Heimanlage Berg am Laim“ einzuweisen, so nannten die Nationalsozialisten das zweite Münchner Lager für Juden. Es befand sich in einem Seitenflügel des Klosters der Barmherzigen Schwestern in einem am südlichen Rand Münchens gelegenen Stadtviertels.

Der Bau der Lager beschleunigte den Entmietungsprozess erheblich. Dennoch war ihre Kapazität nicht ausreichend um die gesamte jüdische Bevölkerung Münchens zu gettoisieren. In Milbershofen konnten etwa 800, in Berg am Laim ca. 300 Personen untergebracht werden. In München lebten Mitte 1941 jedoch noch über 3000 Juden. Erst das Zusammenspiel von Entmietung und Deportation führte zu einer umfassenden „Arisierung“ des Münchner Wohnungsmarktes. Hierbei spielte die „Judensiedlung Milbertshofen“ eine zentrale Rolle, denn es diente auch als Sammellager für die im Herbst 1941 beginnenden Deportationstransporte der Juden aus Oberbayern und bayerisch Schwaben.

Deportation

Die erste Welle der Massendeportationen von Juden aus dem Deutschen Reich begann am 15. Oktober 1941 in Wien. Bis zum Juni 1942 wurden mehr als 120.000 deutsche Juden in die von der Wehrmacht besetzte Gebiete Polens und der Sowjetunion deportiert. Nur ein verschwindend geringer Bruchteil von ihnen überlebte die katastrophalen Bedingungen in den Gettos und die Tötungsaktionen.

Unter den Münchner Juden kursierten erste Gerüchte über die geplante Deportation bereits früh im Oktober 1941. Am 28. Oktober wurde der Münchner Oberbürgermeister Karl Fiehler von der Gestapo-Zentrale in Berlin offiziell darüber informiert, dass die

Deportation von 2 bis 3000 Juden aus seiner Stadt geplant sei. Karl Fiehler – das sei nur am Rande erwähnt – war überzeugter Antisemit und ein langjähriger Parteifreund Hitlers. Es kann davon ausgegangen werden, dass er zu diesem Zeitpunkt bereits von den einsetzenden Deportationen wusste. In dem eben erwähnten Schreiben stand weiter: *„Die aktion ist vom führer genehmigt, die orte, wohin die juden abgeschoben werden, sind von ihm selbst bestimmt worden.“*

Kurze Zeit später beraumte das berüchtigte Referat 2 b der Münchener Gestapo – besser bekannt als das „Judenreferat“ – eine dringende Konferenz an. Eingeladen waren sämtliche Dienststellen, die am Ablauf der Deportationen beteiligt werden mussten. Neben Vertretern der Münchner Stadtverwaltung, des Arbeitsamtes und des Finanzamtes nahmen der Leiter des „Judenreferates“ – Johann Pfeuffer – und der bereits erwähnte Leiter der Arisierungsstelle – Hans Wegner – an der Besprechung teil.

Die Zusammensetzung dieser Konferenz zeigt deutlich, wie tief die deutschen Verwaltungsorgane selbst auf regionaler Ebene in die nationalsozialistische Mordmaschinerie verwickelt waren. Auch ein Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde musste an dieser Konferenz teilnehmen, da die Gemeinde gezwungen wurde für den reibungslosen Ablauf der Deportationen zu sorgen und wichtige technische Hilfe leisten musste. Die Kultusgemeinde hatte zum Beispiel die Transportliste zu erstellen. Die Gestapo machte genaue Vorgaben, nach welchen Kriterien die Personen ausgewählt werden sollten. Der Transport war als Arbeitstransport deklariert. Es sollten folglich nur Personen bis zum Alter von 65 Jahren erfasst werden. Familien durften nicht getrennt werden. Diese beiden Punkte erklären, warum am 20. November so viele Kinder und Jugendliche deportiert wurden. Das Durchschnittsalter lag bei 45 Jahren. Man kann sich nur schwerlich vorstellen, welche Bürde diese Aufgabe für jene 5 Personen war, die im Namen der Kultusgemeinde die Transportliste erstellen mussten.

Die Israelitische Kultusgemeinde musste noch weitere Aufgaben übernehmen. Angestellte der Gemeinde saßen tagelang an den Schreibmaschinen um die sogenannten „Gestellungsanordnungen“ zu verfassen. Mit diesen Briefen wurden ab dem 7. November die zur Deportation ausgewählten Personen von Ihrem Schicksal unterrichtet.

Else Behrend-Rosenfeld war im zweiten Münchner Lager für Juden in Berg am Laim dafür zuständig, die „Gestellungsanordnungen“ zu überbringen. Sie schrieb am 16. November 1941 folgende Zeilen in ihr Tagebuch: *„Eine ganze Reihe von Frauen nahm den Schlag (...) ruhig und würdig hin. (...) drei verloren völlig jede Beherrschung, weinten, schrieen und klagten Gott und die Welt an (...). Als ich einer dieser Frauen beruhigend zusprach – auch da wieder erfuhr ich, wie armselig sind Worte, wie wenig kann man (...) dem anderen Menschen so zeigen, daß es ihm tragen hilft! –, kam unsere Ärztin mir zu Hilfe (...). Gemeinsam gelang es uns schließlich, wenigstens das laute Geschrei zu stillen. Zuletzt rief ich Fräulein Schüle, die mit ihrer älteren, halbgelähmten Schwester und einer schwerkranken Schwägerin in einem Zimmer wohnte und beide mit rührender Aufopferung pflegte. (...) mir war es ein unfaßlicher Gedanke, daß man diese Menschen trennen, die Gesunden deportieren und die beiden anderen hilflos zurücklassen sollte. Frau Schüle brach uns fast ohnmächtig zusammen, als wir ihr den Brief gaben.“*

Zusammen mit den Gestellungsbefehlen, erhielten die Juden einen umfangreichen Fragebogen, in dem sie detaillierte Angaben über ihr Vermögen machen mussten. Dieses Formular diente den Finanzbehörden später zur vollständigen Enteignung der Deportierten. Barvermögen, Wertpapiere, Versicherungen wurden eingezogen, Immobilien verkauft, Mobiliar und Wertgegenstände öffentlich versteigert, noch lange nachdem ihre einstigen Besitzer ermordet worden waren. Gerade in kleinen Ortschaften erstanden häufig Nachbarn zu günstigen Preisen den Hausrat ihrer früheren Mitbürger. Viele dieser Auktionen fanden direkt in den früheren Wohnungen der Deportierten statt.

Zwischen dem 11. und dem 14. November 1941 wurden die Münchner Juden aus ihren Wohnungen abgeholt. Helfer der Kultusgemeinde kümmerten sich um das Gepäck. Was mitgenommen werden durfte, war zuvor genau festgelegt worden. Unter der Aufsicht von Finanzbeamten wurden die Wohnungen versiegelt.

Ein Omnibus brachte die Münchner Juden in das Barackenlager Milbertshofen. Das Gepäck folgte auf offenen Pritschenwägen. In Milbertshofen wurden die Neuankömmlinge registriert und bekamen eine Transportnummer. Das Gepäck wurde kontrolliert. Fanden sich dabei wertvolle Gegenstände, so wurden sie konfisziert.

In einem weiteren Raum fand die Leibesvisitation statt. Schmuck oder Geld wurde von den Finanzbeamten umgehend beschlagnahmt. Die Wertsachen wurden später ebenfalls

versteigert. Wie vielerorts kam es auch in München zu persönlichen Bereicherungen durch die an den Kontrollen beteiligten Beamten. Das Gepäck wurde mit der jeweiligen Transportnummer des Eigentümers versehen und in einem eigens dafür eingerichteten Raum verschlossen. Sogenannte ‚jüdische Ordner‘ – es handelte sich dabei überwiegend um Lagerinsassen und Zwangsarbeiter, die nicht zum Transport eingeteilt waren – mussten den Neuankömmlingen beim Abladen und dem Transport ihres Gepäcks helfen und ihnen die Schlafplätze zuweisen.

Die Unterbringung der im Lager gesammelten Personen erfolgte in den Barackenstuben. Die dauerhaft in Milbertshofen untergebrachten Lagerinsassen mussten für den Zeitraum der Deportation ihre Stuben räumen und wurden auf engerem Raum zusammengelegt. Als Schlafunterlage dienten Strohsäcke. In jeder Stube einer Baracke waren bis zu 50 Personen untergebracht, sodass häufig mehrere Menschen gezwungen waren, sich einen Strohsack zu teilen. Das Bild hinter mir zeigt, wie beengte die Situation in den Barackenstuben im Vorfeld der Deportationen war. Die Essensausgabe in der lagereigenen Kantine musste schichtweise erfolgen, so auch die Benutzung der Waschbaracke.

Die Aufzeichnungen des Theresienstadt-Überlebenden Norbert Stern erlauben uns einen Einblick in seine Gefühle, die eindrucksvoll beschreiben, welch drastischer Einschnitt der Tag seiner Deportation für ihn darstellte; Der Tag, an dem er aus seinem Land, aus seiner Stadt vertrieben und an dem er auf brutale Art und Weise aus seinem gewohnten Umfeld herausgerissen wurde. *„Meine Wohnung wurde hinter mir verschlossen und versiegelt. Wie ich nach meiner Rückkehr erfuhr, hat man mir, dem Blinden, die Gegenstände meiner Wohnungseinrichtung teils geraubt, teils im Münchner Hauptzollamt versteigert. Meine Möbel, meine Kleider, meine Wäsche, meine Manuskripte, meine Bücher, meine Kunstsammlungen, meine kostbaren Andenken – in alle Winde zerstreut. Unten vor dem Hause wartete ein stattlicher Omnibus mit Anhänger, auf den das Gepäck verfrachtet wurde. Im Vorderwagen saßen schon etwa zwanzig Frauen und Männer, die das selbe Schicksal wie ich erleiden sollten. Die Fahrt ging nach der Münchner Vorstadt Milbertshofen in ein Auffanglager, wo schon Hunderte von Leidensgenossen versammelt waren. Fremde Arme ergriffen mich, wortlos wurde ich irgendwohin geführt. Dort öffnete man vor meinen Augen, die nichts sahen, gewaltsam meine beiden Handkoffer. Taschenmesser, Wäsche, Zigaretten – die Blindenuhr nicht ausgenommen – riss man mir weg. Desgleichen nahm man mir mein Geld und alle Ausweispapiere. Erst später merkte*

ich, was alles fehlte. Die Schlösser meiner Koffer waren unbrauchbar gemacht, die Schlüssel fehlten. Nach längerem Drängen gab man mir die Blindenuhr zurück. Ich hatte niemanden, der mich über meine Lage und meine Umgebung aufklärte. Von fremder Hand in eine Baracke geführt, tastete ich mich an Holzgestellen entlang. Es waren zweistöckige Betten. Ich war allein, allein in uferloser Nacht.

In den frühen Morgenstunden des 20. November 1941 wurden knapp 1.000 Juden aus dem Lager Milbertshofen an den nahegelegenen Güterbahnhof getrieben. Dort mussten sie einen Sonderzug der Reichsbahn besteigen, der sie in das litauische Kaunas brachte, wo die Männer, Frauen und Kinder – nur wenige Tage nach Ihrer Ankunft am 25. November erschossen wurden.

Auf ein Mal war ein Drittel der zu diesem Zeitpunkt noch in München lebenden Juden deportiert worden. Der jüngste von Ihnen war der gerade mal ein Jahr alte Judis Cahn, von dem Sie hinter mir ein Bild als Säugling sehen. Welchen Schlag das für die jüdische Gemeinschaft bedeutete lässt ein Schreiben der Israelitischen Kultusgemeinde erahnen, in dem nur wenige Tage später über die Situation der jüdischen Schule berichtet wird: *„Die [im] (...) November erfolgte Evakuierung von ca. 1.000 jüdischen Menschen aus München ist naturgemäß nicht ohne Einfluss auf die hiesige Jüdische Volks- und Fortbildungsschule geblieben. Am 4. November wirkten an der Schule 5 Hauptlehrkräfte und 1 Fachlehrerin für Handarbeit und Zeichnen. Die Volksschule zählte 99, die Fortbildungsschule 23 Schüler und Schülerinnen. Seit dem (...) besuchen nur noch 42 Schüler die Volksschule und 11 Schüler die Fortbildungsschule.“*

Unter den nach Kaunas deportierten Juden befand sich mindestens eine Person aus Rosenheim. Es handelt sich um Franz Kohn, der 1898 in Rosenheim geboren worden war. Als junger Mann zog er 1924 nach München, wo er bis 1939 als Großhändler für Gummiwaren seinen Lebensunterhalt verdiente. Seiner Ehefrau gelang die Emigration nach England. Es ist unbekannt, warum Franz Kohn seine Gattin nicht begleitet hat.

Piaski

Die wenigen noch in Rosenheim lebenden Juden wurden am 4. April 1942 deportiert. In dem Transport, der am Karfreitag von München aus abging, befanden sich nun verstärkt Juden aus kleineren Städten und Gemeinden Schwabens und Oberbayerns. Auch die

Juden aus Augsburg wurden nun in großer Zahl deportiert. Der für die bayerischen Schwaben zuständige Gestapo-Beamte Johann Grahammer schilderte nach dem Krieg den Ablauf der Transporte folgendermaßen: *„Zur Durchführung der Aussiedlung von Juden aus dem Gau Schwaben, wurden jeweils die Landräte angeschrieben, nach deren weiteren Anweisung dann die Juden (...) von den zuständigen Polizeibeamten nach München gebracht wurden.“* In München warteten auf die Juden Busse am Bahnhof, die sie mitsamt ihres Gepäcks in das Sammellager Milbertshofen fuhren.

Im März 1942 erfüllten sich auch die dunklen Vorahnungen, die die Familie Block aus Niedernburg seit 1940 bedrückten. Die Familie erhielt den Gestellungsbefehl. Der Haushalt musste aufgelöst werden, einige wenige Wertgegenstände, Erinnerungsstücke und das Tagebuch von Elisabeth Block zur Aufbewahrung an vertrauenswürdige Bekannte gegeben. Mirjam Block ging zuletzt persönlich von Haustüre zu Haustüre, um sich zu verabschieden, bevor die Familie nach München überstellt wurde.

Nach Piaski wurden drei weitere Juden aus Rosenheim deportiert. Klara und ihre Mutter Antonie Fichtmann waren bereits am 27. Juli 1941 in das Sammellager Berg am Laim nach München eingewiesen worden. Der Vater Moritz starb dort nur wenige Wochen später an einem Herzinfarkt. Adele Obernbreit wurde am 28. Februar 1942 in das Barackenlager Milbertshofen eingewiesen.

Zusammen mit 774 Juden aus München, Oberbayern und Bayerisch-Schwaben verließen sie am 4. April zu Fuß den Lagerkomplex in Milbertshofen in Richtung des nahegelegenen Güterbahnhofs. Beamte der Gestapo und der Schutzpolizei überwachten die Verladung und stellten Begleitpersonal für die Fahrt. In Regensburg wurden dem Transport 213 Juden aus der Oberpfalz angeschlossen. Am 6. April erreichte der Zug Piaski im Distrikt Lublin. Die Juden aus Bayern wurden auf verschiedene Gettos aufgeteilt. Von den schier unvorstellbaren Zuständen dort, zeugen einzelne Briefe, die noch im April und Mai 1942 nach Hause gelangten. In solchen Briefen bat nun die Familie Block, wie zwei Jahre zuvor Elisabeths Tante, ihre Bekannten darum, Lebensmittel, Geld und Kleidung zu schicken. Während des Transportes war ihnen, wie so vielen anderen, ihr Gepäck verloren gegangen. In den Ghettos eine Beschäftigung und damit ein Einkommen zu finden war nahezu unmöglich. Mirjam Block berichtet in diesen Briefen auch von dem Hunger, dem Dreck und dem Ungeziefer, das ihren Alltag prägte.

Wir wissen leider wenig über das Schicksal der nach Lublin verschleppten deutschen Juden, denn kurze Zeit nachdem der Transport aus München eintraf wurde jeglicher Postverkehr verboten. Die Massenvernichtung der Juden war im Januar 1942 auf der sogenannten Wannseekonferenz in Berlin beschlossen worden. Von den Verbrechen sollten keine Zeugnisse in das deutsche Reich dringen. Viele der Verschleppten starben bereits in den Ghettos an Hunger und Krankheiten oder sie wurden während der sogenannten „Aktion Reinhardt“ umgebracht. Zwischen Juli 1942 und Oktober 1943 ermordeten die Nationalsozialisten über 2 Millionen Juden aus den verschiedenen Ghettos und Lager der Region in den drei Vernichtungslagern Treblinka, Belzec und Sobibor. Überlebende aus München und Oberbayern sind nicht bekannt.

Theresienstadt

Im Sommer 1942 setzten die Deportationen nach Theresienstadt ein. Die Nationalsozialisten hatten in der 60 Kilometer nördlich von Prag gelegenen Garnisonsstadt aus dem 18. Jahrhundert ein Getto für Juden errichtet. Nach Theresienstadt sollten vor allem Kriegsveteranen, ältere und prominente Juden verschickt werden. Tatsächlich waren die Lebensumstände jedoch schlecht. 34.000 Juden starben dort. Für 87.000 blieb Theresienstadt nur Durchgangsstation. Sie wurden von dort aus nach Auschwitz und in andere Vernichtungslager verschleppt.

Seit Anfang Juni verließen 2-3 Transporte à 50 Personen jede Woche München in Richtung Theresienstadt. Die bislang eng belegten Lager und Judenhäuser leerten sich nun sukzessive. Mit den ersten drei Transporten wurden auch die Patienten und das Personal der Israelitischen Privatklinik in der Herrmann-Schmidt-Straße deportiert.

Die 15jährige Judith Hirsch half an diesen Tagen ihrem Vater in der Privatklinik bei der Arbeit und wurde so Zeugin der Vorkommnisse. Hören wir ihren ergreifenden Bericht: *„(...) es war im Sommer 1942, als plötzlich zwei Möbellieferwagen vor dem Hospital hielten. Sie waren gekommen, um die Patienten abzuholen. Mein Vater bat die Gestapo um die Erlaubnis, auf die Böden Matratzen legen zu dürfen. Wer in der Lage war, schleppte nun Matratzen zu dem Laster und legte sie aus. Dann kletterten die Patienten, die gehen konnten, hinein. Diejenigen, die das nicht konnten, wurden von den Ärzten, Schwestern und anderen getragen. Mein Vater trug den jungen Mann ohne Beine; die Tränen liefen dem Vater über das Gesicht. (...) Es war ein schrecklicher Tag. Es war das erste Mal, dass ich*

meinen Vater so hilflos und verzweifelt sah. Er brach zusammen und konnte stundenlang nicht aufhören zu weinen.“

Die meisten Patienten starben kurz nach ihrer Ankunft in Theresienstadt, wo es keine Medikamente und kaum Nahrung für sie gab. Erneut befanden sich auch Juden aus Rosenheim auf den Transporten, mit denen im Sommer 1942 knapp 2.500 Juden in das tschechische Ghetto verschleppt wurden. Bertha Kohn, die Mutter von Franz Kohn, war eine von ihnen. Sie wurde am 17. Juli 1942 deportiert und starb nur wenige Wochen später am 14. November in Theresienstadt.

Auschwitz

Die nächste Deportation aus München fand im März 1943 statt. Ende Februar hatte die Gestapo in der sogenannten „Fabrikaktion“ reichsweit mehrere Tausend Juden an ihrem Arbeitsplatz verhaftet. Bislang waren sie noch von der Deportation zurückgestellt gewesen, weil sie in kriegswichtigen Betrieben gearbeitet hatten. In München inhaftierte die Gestapo 108 Personen in dem letzten noch verbliebenen Lager in Berg am Laim. Darunter auch Julius, den Bruder von Franz Kohn. Die „Judensiedlung“ Milbertshofen war bereits Mitte August geschlossen worden. Weitere 111 Personen wurden aus Augsburg, Ichenhausen, Neuburg a.d. Donau und Neu-Ulm nach Berg am Laim gebracht.

In den frühen Morgenstunden des 13. März 1943 wurden 219 Juden am Münchner Güterbahnhof in Viehwaggons gepfercht und nach Auschwitz transportiert. Die Güterwaggons boten kaum Schutz vor der Kälte. Die Deportation erfolgte zusammen mit den Münchner Sinti und Roma. Der Transport dauerte mehrere Tage, bis er sein Ziel erreichte.

Nur eine Handvoll Personen dieses Transportes überlebte. Die Münchnerin Fanny Herrmann war eine von Ihnen. In einer Aussage schilderte sie später die berüchtigte Selektion an der Rampe von Auschwitz: *„Als unser Zug in Auschwitz an der Laderampe hielt, wurden wir von SS-Leuten in Empfang genommen. Die Männer mussten sich auf der einen Seite, und die Frauen auf der anderen Seite aufstellen. Es wurde dann jeder einzelne von uns nach Namen, Alter, Beruf und Gesundheitszustand gefragt. Je nachdem [wie] die Antwort ausfiel, musste sich der Betreffende nach links oder rechts stellen. (...) Als ich gefragt wurde, wurde ich (...) zu dem kleineren Haufen gestellt. (...) Wir mussten zu Fuß in*

das Lager Birkenau bei Auschwitz gehen, der größere Teil (...), wurden auf Lastwagen verladen und abtransportiert. (...) Im Lager Auschwitz (...) kam [ich] mit Frauen zusammen, die in der (...) Lagerführung Schreibarbeiten verrichten mussten. Von diesen erfuhr ich, dass die Leute, die bei der Ankunft in Auschwitz auf die Autos verladen werden, zur Sonderbehandlung, also zur Vernichtung, kämen.“

Die jüdische Gemeinde in München hatte mit dem 13. März 1943 de facto aufgehört zu existieren. Die wenigen noch in München verbliebenen Juden wurden im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Kultusgemeinde untergebracht. Bis zum Februar 1945 wurden sie in kleineren Gruppen nach Theresienstadt deportiert.

Zurück blieben nur die in Mischehe lebenden Juden. In München handelte es sich um ca. 500 Personen, die auf Grund ihrer Verbindung mit einem nichtjüdischen Partner vor der Deportation geschützt waren. In Rosenheim überlebte nur eine Jüdin in Mischehe den Krieg. Einige wenige weitere Juden, die schon in den 1920er und 30er Jahren nach München gezogen waren konnten ebenfalls in München überleben. Unter ihnen die 1886 in Rosenheim als Tochter von Max und Käthe Arnheim geborene Alice Siebecke.

Am 21. und 22. Februar 1945 fanden die letzten beiden Deportationen aus München statt. Diesmal sollten auch die in „Mischehe“ lebenden Juden deportiert werden. Kurz vor Kriegsende gelang es der Gestapo allerdings nur noch etwa 50 Personen habhaft zu werden und sie nach Theresienstadt zu bringen. Als München am 30. April 1945 von amerikanischen Soldaten befreit wurde, lebten nur noch 389 jüdische Bürger in ihrer Heimatstadt.

Literatur und Quellen

Quellen- und weiterführende Literaturangaben in:

- Maximilian Strnad, Zwischenstation „Jüdensiedlung“. Verfolgung und Deportation der jüdischen Münchner, München (Oldenbourg Verlag) 2011.
- www.stadtarchiv.de/stadtgeschichte/rosenheim-im-3-reich